

Johannes Grob : der toggenburgische Dichter und appenzellische Ehrenbürger

Autor(en): **Steiger, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **71 (1944)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-276285>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johannes Grob

der toggenburgische Dichter und appenzellische Ehrenbürger

Von Dr. August Steiger

Johannes Grob, dessen Geburtstag sich am 16. September 1943 zum dreihundertsten Male gejhrt hat, ist kein *grosser* Dichter gewesen, aber doch ein *Dichter* und in *seinem* Jahrhundert einer der beiden grössten *seines Volkes*, ein Mann also, dessen seine engern Heimatgenossen, die Toggenburger, insbesondere die Flawiler, an seinem dreihundertsten Geburtstag mit einem gewissen Stolz gedenken durften. Aber noch grösseres Recht auf Stolz haben eigentlich die Appenzeller, insbesondere die Herisauer; denn er hat ja das Toggenburg verlassen und ist ins Appenzellerland gezogen — doch davon soll dann in seinem Lebensbild die Rede sein. Und da er ein gemeinnützig denkender Mann war, darf seiner wohl auch im Jahrbuch der Appenzellischen Gemeinnütigen Gesellschaft gedacht werden.

Man pflegt in einem Vortrag über einen berühmten Mann zuerst zu sagen, wann und wo und als wessen Sohn er geboren wurde, und dann sein Leben zu beschreiben bis zu seinem Tode; zwischen hinein oder dann nachher spricht man von seinen Leistungen. Da aber der Ruhm Johannes Grobs nie *sehr* bedeutend war und er heute doch etwas verschollen ist, will ich es umgekehrt machen und von seinen *Werken* sprechen, bevor ich Ihnen zumute, dass Sie sich von seinen ganz *persönlichen* Angelegenheiten fesseln lassen. Dass Grob auch bei uns etwas in Vergessenheit geraten ist, hängt mit zwei Umständen zusammen: Erstens sind uns die Dichter des 17. Jahrhunderts überhaupt fremd geworden. Von ihnen trennt uns die Blütezeit der deutschen Dichtung um 1800 — wir denken an Goethe und Schiller — und das dichterisch reiche 19. Jahrhundert — denken wir nur an unsere Schweizer Gotthelf, Keller und Meyer. Übrigens wird Grobs Ruhm auch zu seinen Lebzeiten nicht in die Breite, nicht über die Landesgrenzen hinaus gedrungen sein, aber auf die Länge, im Lauf der Zeit ist er auch nie ganz erloschen, sondern in immer weitem Kreisen immer wieder aufgetaucht. 1697 ist Grob in Herisau ge-

storben. Dass 1740 Walsers Appenzeller Chronik sein Lebensbild brachte und das Appenzellische Monatsblatt in den Jahren 1835 und 1836 seiner ehrend gedachte, lag noch einigermaßen nahe; aber 1808 enthielten der «Freimüthige» (das «Berliner Unterhaltungsblatt für gebildete und unbefangene Leser») und 1811, 1813, 1815 das Tübinger «Morgenblatt für gebildete Stände» Nachrichten über ihn, und in Gedichtsammlungen wurden seine Sprüche im 19. Jahrhundert auch in Deutschland immer wieder aufgenommen. Dass die Wissenschaft vom deutschschweizerischen Schrifttum (so Bächtold 1887 und Ermatinger 1933 sowie eine Doktorarbeit von Zschokke 1887) sich ausführlich mit ihm beschäftigten, liegt wieder näher, aber auch der Berliner Redaktor Leixner in seiner deutschen Literaturgeschichte (1892) und der Österreicher Nadler in der Literaturgeschichte des deutschen Volkes (1939) erwähnen unsern Landsmann durchaus anerkennend, und die gründlichste Arbeit über ihn, begleitet von der ersten Neuausgabe seiner Gedichte, stammt nicht von einem Toggenburger, überhaupt nicht von einem Schweizer, ja nicht einmal von einem Menschen deutscher Muttersprache, sondern von dem Schweden Axel Lindquist, der sich mit Hilfe eines schwedischen Stipendiums an der deutschen Universität Göttingen jahrelang dieser Arbeit widmen und sie dann 1929 mit Hilfe des Literarischen Vereins in Stuttgart veröffentlichen konnte. Während eines Vierteljahrtausends also haben sich auch gebildete Ausländer ernsthaft und liebevoll mit unserm Toggenburger und Appenzeller beschäftigt; das will doch etwas heissen.

Dass Grobs Ruhm aber nie sehr gross war und er auch bei uns ziemlich stark in Vergessenheit geraten ist, hat neben dem zeitlichen noch einen zweiten Grund: er pflegte fast ausschliesslich die kürzeste und unscheinbarste Dichtungsgattung. Er hat keine Romane und keine Schauspiele verfasst, die «etwas vorstellen», mit denen man sich stundenlang beschäftigen kann, sondern fast nur Epigramme oder Sinngedichte, von denen sich wohl einzelne einprägen, die aber nie den Eindruck eines grossen Ganzen machen. «Epigramm» heisst, wörtlich aus dem Griechischen übersetzt, Aufschrift oder Überschrift, und man nannte so ursprünglich die Auf- und Inschriften auf Grabdenkmälern und Weihgeschenken, zu den Bildern berühmter Männer, auf Gebäuden. Solche Sprüche mussten natürlich kurz gehalten sein und umfassten meistens 2 oder 4 Verszeilen. Man nennt sie deshalb auch Kurzgedichte;

Grob sagt sogar einmal auch «Zwerggedichte». Mit der Zeit wurde der Inhalt solcher Sprüche erweitert; sie bekamen einen allgemeinen Sinn; darum nannte man sie auch Sinngedichte. Sie enthielten selten mehr ein aus dem Herzen quellendes *Gefühl*, häufiger einen mehr oder weniger tiefen, dem Kopf entsprungenen *Gedanken*. Man zählt das Epigramm daher zur Gedankenlyrik. Sie wurden bei weitem nicht mehr alle irgendwo auf einem Denkmal, Bildnis oder Gebäude angebracht, sondern nur auf Papier geschrieben und in ganzen Sammlungen herausgegeben. Je nach der Gemütsart des Dichters waren sie mehr oder weniger harmlos, aber häufig satirisch gehalten. Solcher Epigramme nun hat unser Grob 542 in deutscher Sprache geschrieben und 175 lateinische. Er hat davon zwei Sammlungen zusammengestellt: die 1678 erschienene «Dichterische Versuchgabe» und das drei Jahre nach seinem Tode, also 1700, von seinem Sohne herausgegebene «Poetische Spazierwäldlein», in dem er aber aus Bescheidenheit, wie er im Vorwort sagt, den Decknamen «Reinhold von Freienthal» angenommen hat. Der Titel «Versuchgabe» ist nicht so gemeint, als ob der Dichter hier seine Versuche im Dichten herausgebe, sondern der *Leser* soll sie versuchen; das Wort bedeutet also so viel wie Kostprobe, «Probiererli». Gedichtsammlungen mit so poetischen Namen wie «Wald» oder «Garten» zu bezeichnen, war damals dichterischer Brauch; im Vorwort zum «Spazierwäldlein» gibt Grob selber zu, dass in diesem «Wäldlein» mehr Stechlaub stehe als Lorbeer. In der Tat sind die meisten seiner Epigramme satirisch; er gibt in einem Gedicht des 2. Bändchens auch zu, dass die Köchin in der «Versuchgabe» «Pfeffer und Salz nicht gespart» habe. Dass er eine etwas scharfe Zunge führt, wird man gerade im Appenzellerland gut verstehen; denn Grob ist ein Toggenburger, und die Toggenburger sind ja Nachbarn der Appenzeller.

Die Dichtung ist ihm aber nicht etwa ein Mittel, sich über ihm missliebige Mitmenschen lustig zu machen. Im Vorwort zum 1. Bändchen sagt er ausdrücklich, er wolle niemand persönlich angreifen (er nennt auch keinen Namen, sondern benutzt nach der Sitte der Zeit altgriechische oder selbst-erfundene deutsche Namen), und wer sich betroffen fühle, habe einfach ein schlechtes Gewissen. Die Dichtung ist ihm aber auch nicht bloss ein Zeitvertreib für müssige Stunden, sondern ein Mittel der Volkserziehung; er schreibt aus Sorge um die seelische Wohlfahrt seines Volkes, aus Gemeinnützigkeit. Ein lehrhafter, insbesondere volkserzieherischer Zug geht

ja durch das ganze deutschschweizerische Schrifttum seit den Tagen des St. Galler Mönchs Notker ums Jahr 1000 und des Berner Fabeldichters Ulrich Boner im 14. Jahrhundert, über Haller und Pestalozzi im 18. und Gotthelf und Keller im 19. Jahrhundert bis in unsere Tage — denken wir nur an Huggenberger, Reinhart, Gfeller u. a. Während aber die meisten Schweizer Dichter die Volkserziehung in Erzählungen und Schauspielen üben und z. B. Gotthelf seine erste Geschichte ausdrücklich «Bauernspiegel» nennt, hält unser Grob seinem Volke einen Spiegel vor in seinen Sprüchen. Es ist ihm ernst damit, auch wenn er dabei manchmal absichtlich zum Lachen reizt, denn er weiss, dass es dann die Menschen eher lesen. In einem Vers sagt er einmal:

Fürwahr, der Reimer ist ein ungereimter Mann,
Der Nutzbarkeit und Lust nicht stets vermischen kann,

(der also in der Poesie das Nützliche nicht mit dem Angenehmen verbinden kann). Wenn er die Laster verspottet, geschehe es zu Ehren von Zucht und Tugend. Über alles aber gehe ihm die Wahrheit; darum sagt er einmal:

O Wahrheit, wie verhasst bist du bei unsern Tagen!
Wer dich erhalten will, verschüttet Glück und Gunst:
Das alte Sprichwort tut den Ausspruch nicht umsonst:
Dem Wahrheitsgeiger wird die Geig an Kopf geschlagen.
Wer sich erhöhen will, muss wenig nach dir fragen:
Geschminkte Heuchelei und falsche Sittenkunst
Bringt jetzt den Mann empor; ein solcher schnöder Dunst
Muss nun, o Lasterzeit! der Leute Huld erjagen.

Aber war es denn in der guten alten Zeit so gefährlich, die Wahrheit zu sagen? — Nun, mit der «Güte» jener alten Zeit war es nicht weit her. In Deutschland war infolge des Dreissigjährigen Krieges eine allgemeine Verwilderung eingerissen. In Frankreich, das unter Ludwig XIV. eine kriegerische Politik führte, stand es nicht besser, sondern es war nur durch ein äusserliches Modewesen übertüncht. Die Schweiz hatte den grossen Krieg nicht unmittelbar erlebt und führte nach aussen keine Kriege, aber sie stand mit den beiden Nachbarstaaten in lebhaftem Verkehr, die ausländischen Zustände färbten ab, und die Reisläufer, die zu Zehntausenden in fremden Diensten standen, brachten daraus selten gute Sitten nach Hause. Innere Spannungen zwischen Reformierten und Katholiken, zwischen Stadtbürgern und Bauern trugen ebenso wenig zur Verfeinerung der Sitten bei. Grob spricht nicht von berühmten Bösewichtern, er schöpft seine Beobachtungen meistens aus dem Alltag seines Volkes.

Sehen wir uns in den beiden Bändchen nun etwas um.¹⁾
Die meisten Gedichte des ersten müssen, obschon sie erst 1678 erschienen sind, schon etwa zwölf Jahre früher entstanden sein, also vom etwa 23jährigen Dichter stammen, der sie später nur noch verbessert hat; die des zweiten verraten eine grössere Reife des Verfassers.

Harmlos klingt noch das Lob der Tugenden, z. B.

Schauest du ein Menschenkind in erwünschter Wohlfahrt blühen,
Gönn ihm Gottes Gnadenblick, lass dich keinen Neid bemühen.
Siehst du aber einen andern in Betrübniß und Gefahr,
Solchen tröste nach Vermögen, nimm auch deiner besser wahr.

Der Jugend gibt er den Rat:

Tumple dich, o junges Blut, willst du nicht verachtet liegen;
Niemand ist durch Müßiggang in der Welt empor gestiegen.
Fleiß ernähret, Arbeit ehret; lass nur bald die Kinderschuh;
Müh und Tugend hört²⁾ der Jugend, Rat und Ruh dem Alter zu.

Praktische Lebensweisheit steckt in den Versen:

Wer begehret, was er hat, dieser hat, was er begehret;
Ein vergnüglich³⁾ Herze wird seines Wunsches bald gewähret.
Die Begierden bringen Mangel, hätt'⁴⁾ ein Mensch gleich noch
so viel;

Darum wer sie weiss zu binden, hat ein ganz gewonnen Spiel.

Den goldenen Mittelweg zwischen zuviel und zuwenig empfiehlt er so:

Seiner Zunge Meister sein und das schnöde Plaudern meiden,
Zieret einen Menschen wohl und bewahrt ihn oft vor Leiden.
Aber auch zu wenig reden bringt oft Schaden und Verdruss.
Also geht das Tugendschifflein immer mitten durch den Fluss.

Derber klingt schon:

Man erkennt nichts so bald als den Esel und den Toren;
Einen Toren an der Red, einen Esel an den Ohren.

Die Erfahrung, dass wir die Lebensgüter erst schätzen, wenn wir sie verloren haben, drückt er so aus:

Dass Gesundheit edel sei, muss uns nur die Krankheit weisen,
Und der dürre Hunger zeigt uns allein den Wert der Speisen.
Offnes Ohr und klares Auge preiset recht, wer taub und blind:
Ach, wir kennen Gottes Gaben erst, wann sie verloren sind.

¹⁾ Da die beiden Bücher selten geworden sind — nur einige wenige öffentliche Büchereien besitzen sie noch —, sei bei der Gelegenheit die Hoffnung ausgesprochen, dass sich das eine oder das andere in einer alten appenzellischen Hausbücherei noch finde; es würde sich vielleicht da oder dort lohnen, einmal nachzusehen.

²⁾ hört = gehört.

³⁾ vergnüglich = genügsam.

⁴⁾ hätte = besässe er noch so viel an Gütern.

Einem *Heiratslustigen* rät er:

Wer erspriesslich freien will, muss sich zu der *Tugend* wenden.
Reichtum, Schönheit, Adel, Pracht können oft die Freier
blenden;
Denn es setzet wenig Segen, wenn man sich zur Eh begibt
Und die Jungfer nicht von innen, sondern nur von aussen liebt.

Schärfer wird der Ton im Tadel von Fehlern und Lastern:

Schein und Wahn betrüget oft, und voraus an Junggesellen;
Massen¹⁾ oft die frömmsten sind, die sich ausgelassen stellen;
Aber welche vor den Leuten eben tun wie eine Braut
Und sich gar zu ehrbar stellen, sind oft Schelmen in der Haut.

Von der Macht des Geldes sagt er:

Geldes Freundschaft ist fürwahr wohl die grösstest auf der
Erden;
Elternlieb und Brudershuld kann dadurch verstöret werden.
Wo es um den Pfennig gehet, höret alle Freundschaft auf;
Mammonslicbe frisst die andern: O verderbter Lebenslauf!

Von der wahren Freundschaft aber heisst es:

Freunde sind in Wohlfahrt lieblich und behülflich in der Not;
Ohne gute Freunde leben ist fürwahr der halbe Tod.

Dem schlechten Erzieher, der da meint, sein Kind werde schon besser, wenn ihm dann einmal «der Verstand kommt», sagt er:

Eitellieb, dein junger Sohn, hat sich aller Zucht entschlagen;
Seine Bosheit geht so weit, dass sich andre Leute klagen.
Da du solches strafen solltest, Gebhard, bist du sehr gelind;
Ja du darfst zum Kläger sagen: «Ei, was schadt's? Er ist ein
Kind,
Und sein frecher Kindermut wird doch nicht zu lange währen;
Meines Söhnleins junges Blut muss wie junger Wein
vergähren».

Nun wohlan, ich lass es gelten, aber gleichwohl sorg ich schier,
Aus dergleichen rauhem Moste werde schwerlich Malvasier.

Einige Stachelgedichte sind gegen einzelne Stände gerichtet. Alle vier Fakultäten kommen dran im folgenden:

Der Pfaffen Zank und Hass, die Schalkheit der Juristen,
Der Ärzt' Unwissenheit, der Gerneweisen²⁾ Tand
Verderbet Geist und Leib, beraubet Stadt und Land,
Zertrennet Gottes Kirch' und macht viel böse Christen.

Er nimmt sie aber auch einzeln her, so den unwissenden Arzt, den habgierigen Rechtsanwalt, mit dem zu verkehren den Menschen mehr in Bewegung setze als ein Tanzkurs in Paris, und den vielschwatzenden Priester:

¹⁾ Massen = in Anbetracht, dass.

²⁾ «Gerneweis»: buchstäbliche Übersetzung von «Philosoph».

Wer sollte dich für klug und höflich können schätzen,
Der du bei Gasterei willst alles überschwätzen.
Dein Klapperschnabel hält kaum eine Weile still,
Obschon ein Ehrenmann auch etwas sprechen will
Du redest frech und frei von Kriegs- und Friedenssachen;
Was der und dieser sagt, kannst du noch besser machen.
Du willst, nasweiser Pfaff, doch fast allwissend sein,
Gibst an der Wahrheit Statt oft kahle Lügen ein.
Die Kanzel lässt dich zwar das Wort alleine führen;
Bei Gastereien will dir solches nicht gebühren.
Drum ändre deine Weis. Ein' Orgel ist verhöhnt,
Wann in derselben auch nur *eine* Pfeife tönt.

Auch die Richter, die Diener der Themis, der Göttin der Gerechtigkeit, die bekanntlich mit verbundenen Augen dargestellt wird, weil sie «ohne Ansehen der Person» urteilen soll, bekommen ihr Teil ab:

Themis hat ihr Angesicht zwar noch immerzu verbunden,
Nur das alt' und neue Band werden nicht gar gleich gefunden.
Jenes war von dickem Tuche für den Augenüberschlag;
Dieses ist von dünnem Flore, den sie wohl durchsehen mag.

Einem aufgeblasenen Halbgelehrten ruft er zu:

Bilde dir nicht grosse Sachen wegen deines Schulsacks ein;
Denn es spricht zu diesen Tagen mancher Esel auch Latein.

Einem grausamen Schulmeister schreibt er ins Stammbuch:

Wann wirst du doch einmal genug gewütet haben,
Du toller Schultyrann, du Phalaris¹⁾ der Knaben,
Du anderer Nero du, der mit der Ruten läuft,
Der mit dem Stecken schmeisst, der stösset, schlägt und rauft.
Ei, Lieber, lass einmal von deinen Tyranneien,
Verdriesset dich der Staub²⁾, man wird dich bald befreien,
Weil dir die Obrigkeit dies schon versehen³⁾ hat:
Sobald der Henker stirbt, sollst du an seine Statt.

Der Vergleich des Schulmeisters mit einem Henker war damals beliebt. Es ist aber auch nicht das einzige Gedicht Grobs gegen die Grausamkeit dieser Herren.

Vom teuren Arzt Sabinus sagt er:

Sabinus hat mir zwar das kalte Weh vertrieben,
Mich aber durch den Lohn schier wieder aufgerieben.
Deshalb sag ich frei: ich weiss ihm keinen Dank:
Vor diesem war mein Leib, jetzt ist mein Beutel krank.

1) Phalaris = ein im Altertum berühmter Tyrann.

2) Staub = der Schulstaub.

3) versehen = vorgesehen.

Aber auf der andern Seite schmeichelt er auch dem Pöbel — er nennt ihn das *Weltgesind* — durchaus nicht und weiss den Wert der Volksgunst richtig einzuschätzen:

Was ist das Weltgesind? Ein ungepuchter¹⁾ Klumpe,
Ein Gasthof ohne Wirt, ein Lastschiff ohne Pumpe
Ein fauler tiefer Teich, der gleichwohl Sturm erreget,
Weil der Verleumdungswind denselben oft beweget,
Ein blindes Pferd, das oft den Reiter von sich schmeisst,
Ein Hund, der Brocken nimmt und gleich den Geber beisst.
Ein Baum, stets arm an Frucht, doch allzeit reich an Knöpfen,
Ein zahmes Ungeheur, ein Tier mit vielen Köpfen,
In welchen allen doch es kein Gehirn nicht hat,
Daher es sich verwirrt und oft sich selber schadt.

Solche Häufungen von Vergleichen waren damals in der Dichtung beliebt.

Als scherzhafte Aufschrift über dem neuen Haus eines Bäckers ist gedacht:

Ihr Bürger dieser Stadt, kommt her und nehmt in acht,
Wie euer kleines Brot so grosse Häuser macht.

Von den Lastern bekämpft er mehrmals — auch bei den Frauen! — die Trunksucht, u. a. auch das Prahlen mit der Leistungsfähigkeit im Dienste des Weingottes Bacchus:

Sei deswegen nicht so stolz, dass kein Menschenkind zu finden,
Welches dich im Bacchuskampf hätte mögen überwinden.
Dies ist ja nichts Sonderbares; denn der Büffel und die Kuh
Und noch andre deinesgleichen tun es dir mit Saufen zu.²⁾

Der Gewohnheit, auf die Gesundheit der Tischgenossen zu trinken, gilt der Spruch:

Ach, ich muss der Torheit lachen; ist es nicht ein feiner
Schwank:
Andre ganz gesund zu machen, saufen sie sich selber krank!

Es herrschte auch damals nicht immer christlicher Friede: darum klagt er:

Unsre Zeit zeigt immer Zank und vergisst der Christen
Pflichten;
Aber Gott wird auf das Tun,³⁾ und nicht auf das Wissen richten.
Wo sich keine Liebe findet, wo man mehr den Eigenruhm
Als des Höchsten Ehre sucht, da ist wenig Christentum.

1) puchen: Nebenform zu pochen, d. h. schlagen, klopfen; Bergmanns-
ausdruck für das Zerkleinern der Erzklumpen. Ein «un-
gepuchter Klumpe» also ein Klumpen Roherz.

2) zutun = gleich-tun.

3) auf das Tun = nach dem Tun.

die ein Postbeamter schon festgestellt hat. Und schreibt man nicht heute noch von Herisau nach St. Gallen «per adresse», wovon zwar nur «adresse» französisch, «per» aber lateinisch oder italienisch ist und wie man weder in Frankreich noch in Italien noch anderswo schreibt? Das einfache Wörtchen «bei», das dem «chez» des Franzosen genau entsprechen würde, ist natürlich viel zu wenig nobel. Feiner noch als «per adresse» ist heute das englische «c/o», die Abkürzung für: «(in) care of», das gewiss auch schon von St. Gallen nach Herisau geflogen ist und dem Herisauer Briefträger gewiss gewaltigen Eindruck gemacht hat. Es verstehen es zwar die wenigsten, aber gerade deshalb ist es «fein». Diese Beispiele sollen nur zeigen, dass Grob auch uns noch allerlei zu sagen hat, dass er durchaus nicht in allem veraltet, sondern in manchem immer noch sehr zeitgemäss ist. Da unsere Muttersprache nun einmal das Deutsche ist (und auch das Schweizerdeutsch ist natürlich Deutsch, darum heisst es ja so) und Grob die französischen Sprachgewohnheiten bekämpfte, hat er in der Sprache das geübt, was wir heute mit guten, leider auch schon missbrauchten Schlagwörtern «geistige Landesverteidigung» und «Heimatschutz» nennen. Aber er tut das nicht nur in bezug auf die Sprache, auch auf Kleidung, Haartracht, Umgangsformen usw., wo heute ebenfalls eine unwürdige Fremdtümelei blüht, nur mehr englisch als französisch. Wir denken an Jazz, Dancing, Swing und an die «Merry Swiss Boys», die an irgend einer Kilbi zum Tanze spielen. Grob hat auch schon beobachtet, dass die Moden sich im Lauf der Zeit wiederholen:

Der Wechsel dieser Welt geht immer als ¹⁾ im Kreise,
 Und dies gewahret man auch an der Kleidungsweise.
 Die neue kommt anstatt der alten in den Lauf,
 Nach langem kommt hernach die alte wieder auf.
 Es kehrt sich alles um: man schaut zu unsern Tagen
 Die Männer Weibertracht, die Weiber Hosen tragen (!)
 Es war vor diesem ja ein langes Zopfenhaar
 Sonst nirgends hübsch geschätzt als an der Maidlein Schar;
 Nun setzt der Männer Volk Perücken auf mit Zöpfen,
 Mit Taffet eingefasst, mit Buckeln, Rollen, Knöpfen.
 Hingegen wird der Bart, den man einst hochgeacht',
 Jetztund der weichen Haut fast täglich gleichgemacht

Die damalige modische Haartracht der Damen verlangte eine aus Drahtgestell und Wülsten bestehende Stütze, mit deren Hilfe das Haar oben in einen Turm oder ein Horn aus-

¹⁾ als = wie.

Also wird des Frauenzimmers Art und Neigung bald verspürt,
Denn die Augen offenbaren, was es in dem Schilde führt.

Das einige Beispiele!

Grob bemüht sich, ein gutes Hochdeutsch zu schreiben — kein Schweizer jener Zeit hat ein besseres geschrieben. Er vermeidet alle überflüssigen Fremdwörter, erlaubt sich aber gelegentlich träge mundartliche Ausdrücke wie «geschossen» für «närrisch», «Hudelvolk, Heiratsschick, Latz»; ein Trinker wird einmal «ein guter Hach» genannt. Er gestattet sich aber auch, neue Wörter zu prägen wie: Becherstreit, Brautmarkt, engelsüss u. v. a. In Lindquists Untersuchung über seinen Wortschatz stehen über 100 Wörter, die sich in Grimms grossem deutschem Wörterbuch nicht finden. Seine Verse fliessen glatt und regelmässig dahin, nur eben in dem etwas trockenen Stil jener Zeit.

Etwa vierzig Jahre vor der Entstehung von Grobs ersten Gedichten hatte der Schlesier Martin Opitz in die im Knittelvers verwilderte deutsche Dichtersprache mit seiner Forderung regelmässigen Wechsels von betonten und unbetonten Silben Ordnung und Wohlklang gebracht. Grob war ein Verehrer Opitzens — für «dichten» sagt er einmal geradezu «opitzieren»! —, aber einem allzu strengen «Dichtgesetzgeber», wie er ihn nennt, antwortet er doch:

Du lehrest, wie man soll kunstrechte Reimen schreiben
Und wilt den Dichtergeist in enge Schranken treiben.
Allein ich gebe nicht so bald die Freiheit hin,
Weil ich von Mut und Blut ein freier Schweizer bin.

Dass er sich gelegentlich etwas derb ausdrückt, ist ihm durchaus bewusst; das ersehen wir aus seinem Sprüchlein «an den Leser»:

Verwundre dich ja nicht, dass, was ich hier geschrieben,
Nicht zart ist, sondern hart und gleichsam ungerieben.
Des Namens Eigenschaft liegt meinem Dichten ob;
Es bleibt wohl dabei: ich heiss und schreibe grob.

Es ist aber mit der Grobheit nicht so schlimm, wie man nach diesem Wortspiel glauben könnte. Gegen übertriebene Höflichkeit freilich hat er gesagt:

Mit erzwungner Höflichkeit alles übertreffen wollen,
Ist ein sehr verhasstes Ding, welches Kluge meiden sollen.
Zeige dich in solchen Sachen nicht zu rauh und nicht zu zart;
Grobheit ist den Männern lieber als die weiche Sittenart.

Soviel über Grobs Epigramme. «Herb und bitter, kühn geschleudert», nennt sie Maria Waser in ihrer zu Grobs Leb-

zeiten spielenden «Geschichte der Anna Waser». Weniger wertvoll und eigenartig sind seine — übrigens auch nicht zahlreichen — Lieder. Er war eben mehr eine kritische, lehrhafte Verstandesnatur, ein scharfer Beobachter, weniger ein Mann von lebhafter Phantasie und tiefem Gemüt. Sein sachlich trockener Ton fällt uns in diesen Liedern noch stärker auf als in den Sinngedichten. Sie sind auch meist philosophischen Inhalts. Zu einer Marschmelodie hat er eine «Ermunterung in *Widerwärtigkeit*» geschrieben, in der immerhin die kraftvolle erste Strophe lautet:

Herze, tu das Beste!
Halte dich jetzt feste!
Setzt es gleich
Streich auf Streich,
Geht es bunt und kraus,
Bricht der Unstern über dich zu strömen aus:
Halte wohl, mein Herz, und weiche nicht,
Wie ein Fels, der Sturm und Wellen bricht.

Dass er auf Liebesgedichte fast ganz verzichtet hat, dafür wollen wir ihm dankbar sein. Aber auch zur Natur — und Natur und Liebe sind ja sonst die Hauptquellen der Dichtung — scheint er kein inniges Verhältnis gehabt zu haben. Von der Schönheit des Gebirges hatte man damals, ein halbes Jahrhundert vor Haller, überhaupt keine Ahnung; darum konnte Grob, der doch an hellen Tagen von allen Anhöhen seiner Heimat aus den Alpstein sah, in einem auf das Lob der Zufriedenheit ausgehenden «Waldlied» singen:

Ist dieses runde Hügelein,
Allwo die Lerche singt,
Nicht schöner als der Alpenstein,
Worauf die Gemse springt?

Dass Grob festliche Anlässe fleissig mit seinen Gelegenheitsgedichten belebte, sei auch noch erwähnt.

Das war der *Dichter* Johannes Grob. Aber nicht nur das *sittliche* Wohl seines Volkes, die *geistige* Landesverteidigung, lag ihm am Herzen, sondern auch die *politisch-militärische*. Und wie sich der Dichter Spitteler in einer gefährlichen Stunde mit seiner berühmten Rede vom 14. Dezember 1914 von den olympischen Höhen seiner Dichtung zur Tagespolitik herabgelassen und uns Schweizer zu grösserer Einigkeit ermahnt hat, so griff der Dichter Grob im Kriegsjahr 1688 (im

Pfälzischen Erbfolgekrieg Ludwigs XIV. gegen den deutschen Kaiser) in die Tagespolitik ein mit einer Flugschrift, die er allerdings unter einem Decknamen: «Ernst Warnmund von Freyenthal» herausgab. Er hat seinen Namen gewiss nicht aus Feigheit verschwiegen, sondern nur um persönlich ganz hinter der *Sache* zurücktreten zu können; denn es war schon damals so wie heute: wenn man einen Gegner nicht sachlich widerlegen kann, greift man ihn persönlich an. Auch Grob mahnt da die Schweizer zu grösserer Einigkeit gegen aussen, allerdings in anderer Richtung als Spitteler. Denn während dieser uns Schweizer zu grösserer Zurückhaltung in unserer Zuneigung zu Deutschland ermahnte — freilich unter der zweimal ausgesprochenen Voraussetzung, dass ein Welscher bei den Welschen eine ähnliche «Kopfklärung» vornehme —, hat Grob seine Worte gegen Frankreich gerichtet, weil er von dort her nicht nur die innere, sondern auch die äussere Gefahr herannahen sah. Damals hielt sich eben der König von Frankreich für berufen, eine «Neuordnung Europas» durchzuführen. Der Pfälzische Erbfolgekrieg von 1688 bis 1697, der eben begonnen hatte, war nach Dierauers Urteil der ungerechteste und rohste aller Kriege, die Ludwig XIV. geführt hat, und versetzte die Eidgenossenschaft in eine schwierige Lage, stellte auch ihre Neutralität, von der man übrigens damals noch weniger feine Begriffe hatte, auf eine harte Probe. Die Schweiz war mit Frankreich verbündet und verpflichtet, für den Fall eines Angriffs auf dieses Land ihm mindestens 6000 und höchstens 16 000 Mann zum Dienst zu stellen. Diese Schweizertruppen bildeten den Kern des französischen Heeres. Aber in den Verträgen war immer die «Erbvereinigung» mit dem Reich vorbehalten, d. h. diese Truppen durften nicht zum Kampf gegen das Deutsche Reich verwendet werden, dessen Bestandteil ja die Schweiz tatsächlich bis 1499 und offiziell bis 1648 gewesen war. Doch Ludwig kümmerte sich nicht um Verträge und verwendete seine Schweizer, bis auf Beschwerde wenigstens, auch im Kampf gegen das Reich. Auch betrieb er eine deutliche Einkreisungspolitik gegen die Schweiz und war eben dran, den Baslern gegen Vertrag die Festung Hüningen auf die Nase zu setzen. Gegen diese Politik wendet sich Grob mit seiner Schrift: «Treugemeinter Eydgnösischer Auffwecker. Oder: Wahrhaffte Erzählung und Betrachtung der Gefahr, mit welcher dissmahl die Schweitzerische Republic umgeben; sampt Anweisung der Mittel, dardurch sie sich heraus wicklen und

erretten kan. Aus rechtschaffner Liebe zum Vatterland kürztlich¹⁾ beschrieben durch Ernst Warnmund von Freyenthal».

Hauptsächlich mit dieser Schrift beschäftigt sich unter demselben Titel ein sehr guter Aufsatz von Walter Gimmi im Appenzeller Kalender auf das Jahr 1943. Grobs Schrift ist sehr geschickt aufgebaut und flott geschrieben. Die Katholiken unter seinen Mitbürgern erinnert er an das rohe Verfahren Ludwigs gegen den Papst, die Reformierten an die Aufhebung des Edikts von Nantes und die grausamen Hugenottenverfolgungen. Sehr geschickt ist auch, wie er beide Konfessionen bei ihrem christlichen Glauben packt und Ludwig als Verräter am Christentum hinstellt, weil er den Kaiser überfallen, als dieser mit dem Krieg gegen die Türken beschäftigt war. Grob möchte die französischen Rekrutenwerbungen in der Schweiz verbieten lassen, weil Frankreich ja gar nicht angegriffen, sondern selber Angreifer sei. Ja er spricht sich sogar grundsätzlich gegen alle Reisläuferei aus und erinnert, wieder sehr geschickt, die Katholiken an den Bruder Klaus; der habe ja die Schweizer schon gewarnt vor ungerechten Kriegen und die regierenden Familien vor der Annahme von Pensionen (wir würden heute etwa sagen «Provisionen» oder deutlicher: Bestechungsgelder, nämlich an Regierungen und regierende Familien, die dafür Frankreich und andern Staaten die Erlaubnis zu Werbungen erteilten. Die Reformierten erinnerte er an Zwingli, der schon 150 Jahre vor ihm gegen die Reisläuferei aufgetreten sei. Auch der Stil ist packend; da sagt er einmal: wenn die Schweiz gegen Ludwig nicht bald einmal die Töne «re-sol-ut» singe (das gibt zusammen «resolut»), werde sie bald ein jämmerliches «La-mi» anstimmen müssen. (Das Wortspiel hat er freilich nicht selbst erfunden.)

Wenn man bedenkt, dass die Schweiz damals eigentlich nur noch ein französischer Vasallenstaat war — man kann die Darstellung jener Zeiten in Dierauers Schweizergeschichte ja nicht lesen, ohne immer wieder zu erröten über die Schwäche der schweizerischen Politik gegen Ludwig —, dann weiss man ihre Bedeutung zu schätzen. Sie widersprach rundweg der öffentlichen Meinung oben und unten; die Jugend des *Volkes* schätzte die fremden Dienste, besonders die französischen, aus Tatendrang und Übermut, freilich zum Teil auch aus Erwerbsnot, die regierenden Kreise aller Kantone

¹⁾ kürztlich = kurz.

aber aus Eigennutz, wie Grob ihnen deutlich sagt, denn sie liessen sich ja die Erlaubnis zu Werbungen bezahlen.

Namentlich wegen dieser Schrift, die drei Auflagen erlebte und weitere Schriften gegen und für ihn hervorrief, die auch ins Holländische übersetzt wurde, aber auch wegen seiner dichterischen Tätigkeit zählt Karl Morel in seiner Geschichte der Helvetischen Gesellschaft (der alten natürlich) unsern Johannes Grob neben Graviseth, Scheuchzer, Haller, Muralt und Balthasar zu den Vorläufern dieser 1761 gegründeten vaterländischen Vereinigung, die den von Westen her, aber auch aus dem Innern des Landes drohenden Untergang des Vaterlandes aufzuhalten suchte durch Hebung der Sitten im privaten und öffentlichen Leben. Es war umsonst: keine vierzig Jahre später, hundert Jahre nach Grobs Tode sank die alte Eidgenossenschaft zusammen. Trotzdem dürfen wir der Männer, die den guten Willen zur Rettung des Vaterlandes hatten, dankbar gedenken, und zu ihnen gehörte auch unser Johannes Grob. Er ist der erste gewesen, der klar und deutlich auf die von Frankreich her drohende Gefahr hinwies.

In der «Versuchgabe» lässt er die Schweiz sprechen:

Es bringt kein hoher Berg noch enger Pass zuwegen,
Dass meine Leute noch der stolzen Freiheit pflegen,
Kein schneller Wasserstrom, kein unergründter See:
O nein, die Einigkeit macht, dass ich noch besteh.

Weil die Schweiz 1798 uneinig war, hat sie ja dann für einige Zeit nicht mehr als freies Land bestanden. Sie war zwar im ersten Weltkrieg auch nicht recht einig und hat ihn doch überstanden, aber Grobs Einsicht, dass uns Berge und Grenzströme und Seen nichts nützen, wenn wir nicht einig sind, ist doch richtig.

Und wer ist Johannes Grob sonst noch gewesen? Woher stammt er? Was hat er erlebt? Nachdem wir von seinen Leistungen gesprochen, sei auch noch vom Menschen Grob, von seinem *Lebensgang* die Rede.

Geboren ist er also im Jahre 1643 in Flawil (die Gemeinde hiess bis 1803 Oberglatt), aber nicht im Dorf, sondern in einem halbwegs an der Strasse nach Degersheim liegenden kleinen Weiler. der in den Taufbüchern bis 1644 «Enzenschwil» heisst, heute aber Grobenentswil, was ein Verkürzung ist aus Grobenenzenschwil. Diese Namensweiterung hängt wohl mit dem Familiennamen unseres Dichters zusammen,

vielleicht zur Unterscheidung von einem kaum eine Viertelstunde entfernten Weiler, der vielleicht von einer andern Familie den Namen Langenentswil erhalten hat. Da der neue Name schon 1644 erscheint, kann er kaum als Ehrung des 1643 geborenen Dichters gemeint gewesen sein, aber mit dem Ansehen seiner Vorfahren wird er schon zusammenhängen. Diese sassen im 15. und 16. Jahrhundert noch in dem einsamen kleinen Weiler Walterswil (heute Waldswil geschrieben) auf dem Höhenzug zwischen Thur- und Neckertal, zwischen Wattwil und St. Peterzell. Von den sechs Söhnen des Stammvaters Hans Grob, der dort oben 1626 98jährig starb, blieb aber nur einer auf dem hochgelegenen väterlichen Sitze; drei zogen ins Thur- und zwei ins Neckertal hinunter. Wappenscheiben sprechen für den Wohlstand ihrer Familien, allerlei Ehrenämter für ihr Ansehen. Dieses Ansehen erwarben sie sich durch die Art, wie sie ihren erworbenen Wohlstand genossen: in Gemeinnützigkeit. Hans Grobs dritter Sohn Jost liess sich im Weiler Furt am Necker, in der Gemeinde Mogelsberg, zwischen Brunnadern und St. Peterzell nieder und erbaute dort 1614 ein stattliches Haus, das er 1620 seinem zweiten Sohn Jost überliess, nachdem er sich etwas weiter unten ein ähnliches gebaut. Die beiden Häuser bilden die Hauptsehenswürdigkeiten des Neckertals; es sind stattliche Toggenburger Bauernhäuser — aber mit Erkertürmchen geschmückt. So eigenartig diese an den sonst bodenständig ländlichen Bauten wirken, nehmen sie sich hübsch aus, das obere wie das untere «Türmlihaus», wie sie genannt werden, und erwecken den Eindruck, dass hier ein vorwärts strebendes Geschlecht seine ländliche Bodenständigkeit nach städtischem Vorbild, wie es Reisen nahegelegt haben mögen, massvoll und verständig erweitert hat.¹⁾ Vater Jost gehörte zu den vier toggenburgischen Gesandten, die sich 1615 bei den Schirmorten Schwyz und Glarus über die Uebergriffe des Abtes von Sankt Gallen beklagten und dafür von ihm schwer bestraft wurden. Zum Dank für sein mannhaftes Eintreten stifteten die elf evangelischen Prädikanten des Toggenburgs dem «frommen und wysen Herren Jos Groben im Furt» im selben Jahre noch eine grosse Rundscheibe des berühmten Zürcher Glasmalers Josias Murer, die 1931 aus dem Museum von Darmstadt ins Toggenburgische Heimatmuseum in Lichtensteig gekommen

¹⁾ Die beiden Türmlihäuser sind heute noch im Besitz eines Nachkommen und aus- wie inwendig sehenswert.

ist. Er wurde auch Richter und einer der drei Laienbeisitzer des evangelischen toggenburgischen Pfarrkapitels und war in den Augen des Abtes ein Führer der «unrüewigen und widerspänigen» Toggenburger Protestanten. Sein ältester Sohn Hans liess sich im untern Toggenburg nieder, und zwar eben in dem kleinen Weiler Enzenschwil. Auch er erwarb sich Wohlstand und Ansehen. Bei einer 1673 vom Landvogt durchgeführten Vermögensaufnahme erwies er sich mit seinen 28 000 Gulden als der reichste Toggenburger. Er wurde Nachfolger seines 1645 verstorbenen Vaters als Synodalbeisitzer und anno 1664 Commissarius, d. h. Vorsteher eines der vier toggenburgischen Militärbezirke (wir würden heute etwa sagen «Kreiskommandant»).

Ihm wurde am 16. Herbstmonat des Jahres 1643 als jüngstes von neun Kindern sein Sohn Johannes geboren, der sich schon als Knabe durch seine Geistesgaben ausgezeichnet haben muss.¹⁾ Der Vater liess ihm vom Ortspfarrer Lateinunterricht geben und schickte ihn dann zum Studium nach Basel.²⁾ Dort muss er sich eine gute klassische Bildung erworben haben; denn nicht nur war ihm der geistige Verkehr mit den römischen Schriftstellern zeitlebens Bedürfnis, er schrieb später selber sehr gewandte lateinische Epigramme. Aber der jugendliche Drang in die Ferne war zu stark, als dass er sich für das Pfarramt oder eine ruhige Gelehrtenlaufbahn hätte vorbereiten mögen, wie die meisten deutschen Dichter seiner Zeit sie einschlugen, wenn sie nicht als Geistliche oder als fürstliche Beamte ihr Brot verdienten. Bei Grob verhielt sich alles ganz anders und echt schweizerisch.

Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen liess damals eine Kompanie schweizerischer Musketenschützen als Leibgarde anwerben, und der 18jährige Basler Student zog nach Dresden. Gelegenheit, sich kriegerische Lorbeeren zu holen, hatte er dort nicht. Georg war ein prachtliebender Fürst, und der junge Grob, dessen Glanztage bisher die Wolfertswiler Kilbi und etwa die Basler Fasnacht gebildet hatten, durfte

¹⁾ Da der Weiler im 18. Jahrhundert einmal fast völlig niedergebrannt ist, ist Grobs Geburtshaus nicht erhalten. In der Nähe hat der Verkehrsverein Flawil im Jahr 1943 einen stattlichen Findling mit einer an Grob erinnernden Inschrift versehen lassen.

²⁾ Also nicht nach Zürich, wie in allen Lebensbeschreibungen Grobs steht. Paul Boesch hat festgestellt, dass Grobs Name in den Akten des Zürcher Carolinums nicht vorkommt, wohl aber im Studentenverzeichnis in Basel eingetragen ist als «Johannes Grobius, Helveticus-Toggicus».

an glänzenden Hoffesten im roten Rocke Schildwache stehen. Auf diese Zeit gehen wahrscheinlich — was bei unsern Reisläufern sonst gewiss nicht häufig war — starke literarische Anregungen zurück. Das benachbarte Schlesien hatte damals die literarische Führung inne, und Martin Opitz, der Begründer der dichterischen Renaissance Deutschlands, scheint stark auf ihn gewirkt zu haben, aber auch der andere Schlesier Logau mit seinen Sinngedichten.

Nach drei Jahren Dienst wurde Grob mit dem Zeugnis entlassen, «dass der Ehrenveste, Nahm- und Mannhaffte Johannes Grob unter Churf. Sächsis. Schweizerischen Leib Guardia der Musquetierer in die fünfunddreissig Monat lang Ehr- und redlich gedienet, Sich iederzeit auf Zugk und Wacht zu Tag und Nacht und bey allen Churfürstl. Aufwartungen gefliessentlich, dapffer und Mannhafft dermassen wohl verhalten, dass Ich und meine Officiers ob Ihme und seinen geleisteten Diensten ein sattsames Wohlgefallen und contentement empfunden» usw. usw. Unterzeichnet von Hauptmann de Magny. Dass er nicht Offizier geworden, erklärte er später in einem Gedicht damit, dass er nicht habe «saufen können wie ein Stier». Mit einem Freunde machte er dann eine Bildungsreise nach Paris, Bremen, Hamburg, London, Amsterdam, Antwerpen und nochmals Paris und kehrte in die Heimat zurück. Erinnerungen an diese und spätere Reisen nach Prag und Venedig sind einige dichterische Städtebilder.

Kurze Zeit lebte nun Grob in der Hauptstadt des Toggenburgs, in Lichtensteig, zog dann aber wieder zu seinen Eltern nach Enzenswil und eröffnete dort einen Leinwandhandel, der auch ihm einen gewissen Wohlstand verschaffte. Seine Mussestunden füllte neben geschichtlichen und mathematischen Studien die Dichtung aus. Er war also unter seinen Berufsgenossen und Landsleuten eine Ausnahme, erwarb sich aber durch seine Rechtschaffenheit, Klugheit und Bildung das Vertrauen seiner Mitbürger und wurde von ihnen zweimal, das zweitemal gegen seinen ausdrücklichen Wunsch, als Nachfolger seines Vaters zum Landeskommisär gewählt.

Nun war es aber eine Zeit ständiger Reibereien zwischen dem mehrheitlich protestantischen Toggenburger Volk und seinem katholischen Landesherrn, dem Fürstabt von Sankt Gallen, der sein Untertanenland durch manchmal grausame Landvögte verwalten liess. Die Zustände führten ja dann 1712 zum sog. Toggenburger- oder zweiten Villmerger Krieg. 1672 kam es in einer Gemeindeversammlung in Oberglatt zu

einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Vogt, weil der Abt eine alte Vereinbarung über die Verwaltung der Kirchengüter willkürlich abgeändert hatte. Grobs Vater beteiligte sich in scharfen Worten. Sein Sohn befürchtete, sein Vater könnte sich dabei zu weit auslassen, und bewog ihn, mit ihm die Kirche zu verlassen. Dem Beispiel folgten alle Reformierten; der Abt ordnete eine Untersuchung an und liess zwölf Bürger, darunter den 73jährigen, fast blinden Vater Grob und seinen Sohn zur Verantwortung nach Lichtensteig laden. Dort wurden sie in Haft gesetzt und schwer bestraft mit Geldbussen, auch zum Widerruf und zum Verlust des Stimmrechts verurteilt. Auch nachher hörten die Plackereien des Vogts gegen die Familie Grob nicht auf, so dass diese sich entschloss, auszuwandern nach dem benachbarten Herisau, wo sie als angesehene Männer wohl schon bekannt waren. Im Gemeindeprotokoll von Herisau steht unterm 2. Christmonat 1674:

«Herr Commissari Grob ist zum Hindersassen angenommen worden und nit taxieret¹⁾ in Betrachtung, wan der alte Herr oder seine Haus-Fraun vom höchsten Gott abgefordert worden aus diesem Leben, wan Sy als dann Unser Kirchen alhie mit einer ziemlich Gab begaben werden.»

Grobs Abschiedsgruss an die alte Heimat lautet:

Gute Nacht, o Toggenburg; denn ich werde von dir scheiden
Und dich, wertes Vaterland²⁾, wider meinen Willen meiden.
Denn in dir sind böse Hunde, von des falschen Neidhards Art,
Die mich sehr gehetzt haben; darum eil ich auf die Fahrt.
Anfangs gab ich nichts darauf als ein Bellen ohne Beissen,
Bis sie endlich ganz ergrimmt mich begonnten anzubeissen.
Darum zieh ich wohlbedächtig dem gefreiten Bären³⁾ zu;
Denn er bietet mir die Pfoten und verheisst mir Fried und Ruh.

Vielleicht aber ist Grob selbst oder sein Vater der «alte Freund», an den der Spruch gerichtet ist:

Du sollst dein Vaterland nicht hassen oder schelten,
Ob man dich schon in ihm mit Unrecht hat betrübt;
Die fromme Mutter darf ja dessen nicht entgelten,
Was ihre bösen Söhn' und Buben nur verübt.

In Herisau betrieb Grob seinen Leinwandhandel weiterhin, widmete die Mussestunden seinen wissenschaftlichen und dichterischen Neigungen (ein Gelegenheitsgedicht widmete er an seinem neuen Wohnort einer Glockenweihe) und verkehrte

¹⁾ d. h. ohne Taxe, unentgeltlich.

²⁾ Das Wort wurde früher auch für die engere Heimat verwendet, hier also für das Toggenburg.

³⁾ «gefreet», d. h. frei. Der «gefreete Bär»: das Wappen von Herisau.

offenbar mit literarischen Kreisen in St. Gallen. Hier muss um die Mitte des 17. Jahrhunderts, zur Zeit des Dramatikers Josua Wetter, und gegen das Ende hin ein reges literarisches Leben geherrscht haben. In diesem Kreise hat man sich, wie es Ermatinger darstellt, «unter des witzigen, klaren, unbestechlichen Grob Leitung» mit kritischem Eifer über Lohensteins «Arminius», den damaligen Moderoman, und andere Werke des deutschen Spätbarocks, der «2. Schlesischen Schule» unterhalten. Grob erklärt schon im Titel eines Gedichtes, er sei «kein Liebhaber von erdichteten Liebesgeschichten». Aus solchen Gesprächen muss Heideggers 1698 erschienene «Mythoskopia romantica oder Discours von den so genannten Romans, das ist Erdichteten Liebes-, Helden- und Hirtengeschichten» hervorgegangen sein, mit der er den offenen Kampf gegen den Moderomangeschmack der Zeit, den Schwulst des deutschen Spätbarocks der Lohenstein und Hofmannswaldau aufgenommen hat in vollem Bewusstsein, dass er damit «in ein rechtes Hornaussennest steche» und einen «Eissen drucke, dessen Eiter ihm wohl in die Augen spritzen werde». Dieser Realismus entsprach nicht nur der sachlichen Denkungsart des Toggenburgers Grob, sondern der als nüchtern bekannten Deutschschweizer überhaupt. Seine Übertreibungen (auch *wir* lassen uns doch heute erdichtete Liebesgeschichten wohl gefallen) erklären sich aus den phantastischen Übertreibungen auf der andern Seite. Mit dem Kritiker Heidegger steht unser Grob, wie Ermatinger jenes Kapitel schliesst, «an der Schwelle der Aufklärung», und man kann sagen, dass St. Gallen damals unter dem Einfluss des Herisauer gewordenen Grob in die deutsche Literaturgeschichte eingegriffen habe.

Unter Grobs dichterischen Städtebildern ist auch eins St. Gallen gewidmet:

Sant Gallen, reine Stadt, die ganz Europa kennet,
Zwar von den Mauern klein, doch von dem Namen gross,
Du wirst der Edelstein des Oberlands genennet
Und sitzt dem Überfluss in seiner (!) reichen Schoss.

St. Gallen war damals in der Tat trotz seiner Kleinheit durch seinen Leinwandhandel berühmt. Das hatte Grob auf seinen Reisen offenbar feststellen können. Aber seit wann liegt St. Gallen im Oberland? — Das bedeutet hier einfach so viel wie Hochland. Alle Schweizer waren damals Oberländer, und die Schweiz nannte sich amtlich «Eidgenossenschaft des grossen alten Bunds in oberdeutschen Landen».

Von «Herisau im Lande Appenzell» aus gab Grob im Jahre 1678 in einem Basler Verlag sein erstes Gedichtbändchen heraus, die «Versuchgabe»; hier hat er auch den «Aufwecker» geschrieben und die Gedichte des «Spazierwäldleins». Bald nach dem Tode seiner Eltern, mit 37 Jahren, verheiratete er sich mit der Tochter eines befreundeten Arztes, Dr. Ziegler von Gais. Auch in seiner neuen Heimat erwarb er sich Ehre und Ansehen, und obschon er nicht Bürger, sondern nur bescheidener Hintersäss war, sandte ihn der Rat von Ausser-Rhoden im Jahre 1690 zum Deutschen Kaiser Leopold I., der gerade in Augsburg weilte.

Das Land litt schwer unter Misswachs und Teuerung. Der Kaiser hatte, weil sich eidgenössische Truppen im Pfälzischen Erbfolgekrieg vertragswidrigerweise im französischen Heere gegen das Reich führen liessen, gegen die Schweiz eine Fruchtsperrung erlassen. Da rief der Rat seine «Völcker» (das hiess damals soviel wie «Truppen») zurück und stellte sie dem Kaiser zur Verfügung. Doch lassen wir darüber Walsers Appenzeller Chronik erzählen:

«1690. Nachdem der König in Franckreich die Eydgnössische Völcker wider den Bund gebrauchen und die Pensionen nicht zahlen lassen, so hat so wohl dieses als die vorbesagte Frucht-Sperrung die meisten Lobl. Eydgnössische Ort, und insonderheit das Land Appenzell, veranlasset, ihre Völcker aus Franckreich zurück zu berufen, und die Frantzösische und alle andere Werbungen beym Eyd im Land zuverbieten. Bey der anhaltenden Theuerung und gesperrtem Frucht-Pass, haltet Appenzell Inn- und Aus-Rooden eine Conferentz. Weil nun der Kayser wegen der Römischen Königs-Wahl Josephi I. in Augspurg gegenwärtig war, so hat die Obrigkeit in Aus-Rooden Hr. Groben von Herrisau an Ihre Kayserl. Majestät abgesandt, das Patenten-Korn zu begehren: Welche Gesandtschaft Hr. Grob mit sonderbarer Dexterität¹⁾ verrichtet, und nicht nur unaufgehalten zur Kayserl. Audienz gelanget, sondern auch vor allen andern aus vom Kayser ein Patent erhalten, dass dem Land Appenzell U. R. wegen seiner gegen dem Kayser und dem H. Römischen Reich bis anhero bezeugten guten Conduite (: so lauten die Worte im Patent:) geweigerten Werbung der feindlichen Cron Franckreich, und ihrer von dannen avocierten²⁾ National-Kriegsvölckern wochentlich 150 Sack Korn und Haber, ungehindert des hierinn-

1) mit sonderbarer Dexterität: mit besonderer Geschicklichkeit.

2) avocierten = zurückberufenen.

falls ergangenen Verbotts, sollen abgefolget werden, so auch geschehen und dem Land bey der von allen Seiten her gesperrten Zufuhr Getraids treflich zu statten kommen. Dessenwegen die Landsgmeind zu danckbarer Recompens das Landrecht Hr. Groben, so sonst aus dem Toggenburg gebürtig war, einhellig verehrt.» Die Zufuhr wurde später noch erhöht und auf die ganze Ostschweiz ausgedehnt.

Zum Dank also für seinen Erfolg nahm die nächste Landsgemeinde den Gesandten samt seinen Nachkommen unentgeltlich in ihr Landrecht auf, und die Herisauer schenkten ihm acht Tage nachher ihr Bürgerrecht, wählten ihn in den Rat und übertrugen ihm später die Ämter des Armenpflegers und Bauherrn, die er, wie in der Leichenrede²⁾ anerkannt wurde, so verwaltet, «dass er bey allen rechtgesinnten viel lob und ehr erlanget hat». Nicht ganz abgeklärt ist die Frage, ob ihn der Kaiser bei jener Gelegenheit zum Dichter gekrönt und in den Adel erhoben habe. Für die Standeserhöhung spricht ein Gedicht, in dem Grob darüber spottet, dass ihm der Kaiser zwar einen neuen Stand, nicht aber das dazu gehörige Geld und Rittergut geschenkt habe. Er selbst erklärt die Gunst als Dank für verschiedene Huldigungsgedichte, mit denen er nach der Sitte der Zeit seinem Gesuche vorgearbeitet hatte. Von anderer Seite wird sie als Gegenleistung des Kaisers für den «Aufwecker» betrachtet. Jedenfalls hat Grob von dem Rechte, sich «von» zu schreiben, nie Gebrauch gemacht. Eine andere ungelöste Frage steckt in dem Gedichte, in dem er erzählt, er sei auf die Rosenberg gestiegen, um die «Lufttochter» Echo um Rat zu fragen, ob er «zur Mosel ziehen» solle, «ein Hofmann dort zu sein». Es ist natürlich nicht anzunehmen, dass etwa der Erzbischof von Trier den Feind des Abtes von St. Gallen an seinen Hof hätte ziehen wollen, aber an der Mosel liegt auch Trarbach, die Hauptstadt der hintern Grafschaft Sponheim, die zu Pfalz-Zweibrücken gehörte und protestantisch war. Vielleicht hatte er Beziehungen zum kurpfälzischen Hofe. Das Echo hat ihm aber «abgewunken». Auf die Frage: «Stimmt dein Gutachten ein?» antwortet es: «Nein», und auf die Frage, ob er sich am Hofe erfreuen solle, sagt es «reuen» usw.

¹⁾ abgedruckt im Appenzellischen Monatsblatt 1835, S. 61.

Die Epigramme hat vollständig herausgegeben (nebst einer Auswahl aus den übrigen Gedichten und mit ausführlicher Einleitung): Axel Lindquist, Verlag Hiersemann, Leipzig 1929, in Auswahl: C. Lang, Verlag A. Francke A.G., Bern 1939. Der «Aufwecker» ist neu erschienen in den «Schweiz. Monatsheften für Politik und Kultur» Febr. 1923.

Wie Grob ausgesehen hat, wissen wir nicht; es ist von ihm merkwürdigerweise kein Bild und auch keine Wappenscheibe vorhanden. Von seinem Äussern wissen wir nur soviel sicher: er muss, wie es der Toggenburger Schlag im allgemeinen ist, mager gewesen sein; denn er hat ein längeres Gedicht zum Lob der Magerkeit geschrieben und sich darin glücklich gepriesen als Besitzer dieser Eigenschaft.

Für seine Lebensauffassung ist bezeichnend ein längeres Gedicht, in dem er erzählt, auf einer Reise ins Veltlin sei ihm Phöbus erschienen und habe ihm Vorwürfe gemacht darüber, dass er im Dienste Merkurs, also um Gewinnes willen, auf Reisen gehe, den Adel verdanke er doch ihm, dem Gott der Dichtung. Grob antwortet, Phöbus stehe ihm höher als Merkur, der ihm nur das zum Leben Nötige verschaffen müsse; ins Veltlin reise er, um Wein zu kaufen, «Der zum Verschreiben Mir das Blut soll treiben», und wenn er unterwegs Geschäfte machen und etwas verdienen sollte, so werde er es bald wieder ausgeben für «Bücher, Kunstgerät und Saitenspiel». — Das war der gebildete Leinwandhändler von Grobenentswil und Herisau.

Von seinen sieben Kindern starben ihm ihrer vier früh weg. Wenige Tage nach dem Tode eines Söhnleins erkrankte er selbst und starb bald darauf am 1. April 1697. Sein älterer Sohn Gottlieb Friedrich studierte Medizin, wurde appenzellischer Landesarchivar, Ratssubstitut und Tagsatzungsgesandter. Laurenz Zellweger muss ihn, wie aus einem Briefe an seinen Freund Bodmer hervorgeht, als «brave et honnête homme» gekannt und geschätzt haben; sein Sohn folgte ihm in den Ämtern nach. Ein Urenkel des Dichters, Adrian David Grob, wurde st. gallischer Artillerieinstruktor und schrieb in seinen Mussestunden geschichtliche Dramen. Mit dessen Enkel ist die Linie ausgestorben.

Johannes Grob war ein Mann, der durch Charakter, Geist und Bildung unter seinen Zeitgenossen und Landsleuten hervorragte, eine biedere Kernnatur in einer unnatürlich gewordenen Zeit. «Mitten in einer verworrenen Zeit», sagt Ermatinger von ihm, «macht er, der weltoffene, willensklare Toggenburger einen merkwürdig modernen, gelösten Eindruck als ein Mann von klarer und frischer Beweglichkeit des Geistes, staatsmännischem Weitblick und mutigem Unabhängigkeitssinn», mit dem er an seinen grossen Landsmann Zwingli erinnere.